

# Die letzten Hunde Dschingis Khans [Schluss]

Autor(en): **Haensel, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 42

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648415>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die letzten HUNDE Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.

Schluss.

Da brach ein Schmerz in ihm aus, wie er ihn noch nie erlitten hatte. Sie war bisher um ihn gewesen, von selber gekommen, von selber bleibend, immer gerade dann da, wenn er einen Menschen nötig hatte, der zu ihm sprach und ihm riet, ganz selbstlos, ihn wichtiger nahm, als sich selber, unfähig, irgend etwas ihm Feindliches oder Schädliches zu tun. In dieser Zeit hatte er sie geduldet, geschätzt, nicht mehr. Nun aber loderte in ihm Sehnsucht nach ihr auf. Ihm schien sie, gerade sie, alle Wärme und Güte, die in dem ganzen Kosmos für ihn vorhanden war, in sich aufgesammelt zu haben. Jede Möglichkeit, frei aufzuatmen, froh zu sein, Glück zu spüren, schien an ihre Nähe gebunden, an den Kontakt mit ihr. Die Welt blieb kalt und tot, wenn man ihm die Möglichkeit nahm, ihre Hände zu ergreifen. Oft hatten sie sich ihm entgegengestreckt, ohne daß er die Gelegenheit erfaßte, manchmal sie sogar geflüstert überfah. In dem Augenblick, da man sie ihm entriß, liebte er sie.

Die türkischen Polizisten wunderten sich über die Unbeherrschtheit dieses Giaurs. Es war nichts an diesem Schicksal zu ändern. Wozu der Lärm, der Allahs Thron doch nie erreichte!

Ueber den toten Ahmed deckten sie einen Sack und umzogen ihn mit Kreide. In der Nacht holten ihn die Zigeuner und legten ihn in das Massengrab, auf dasselbe Lager aus Kalk und unter dieselbe heißende Hülle, unter der sie später Marcella bestatteten.

Bubenberg war wegen seines Widerstandes gegen die bewaffnete Macht verhaftet worden. Dies rettete ihn vor der Seuchenkolonne. Sein Fall war dem Kabassakal mit dem Tagesrapport vorzutragen. Er wurde deshalb von der nächsten Polizeistation im geschlossenen Transportwagen nach dem Seraskerat gebracht, wo der Kabassakal nach dem Abzug Scheffets sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Als er den Wagen nach der heißen Fahrt verließ, wurde es ihm plötzlich schwarz vor den Augen. Er taumelte über das weiße Pflaster. Ein Militärarzt, der gerade auf dem Hof eine Seuchenkolonne ausbildete, fing ihn auf. Die noch ungelübten Leute rührten sich nicht und stierten ihn an wie ein fremdes Ungeheuer. Sie murmelten: Cholera.

Bubenberg schloß die Augen. Der Himmel fiel herab, schwarz und hoffnungslos. Er wunderte sich, daß er noch aufrecht stand. Cholera! Es mußte so sein! Gerade jetzt wurde Marcella von der Krankheit angepakt, er nun auch. Bald würden sie beide Ahmed ähnlich sein.

Der Arzt pffiff seine Leute an. Bubenberg nickte er zu, mit seligmachender Sicherheit, wie sie uns nur beglückt, wenn uns der Arzt von einem quälenden Krankheitsverdacht freispricht. „Nicht Cholera, höchstens Cholerine. Großenteils Psychose, Folge einer Nervenregung. Ich werde Sie kurieren.“

Er nahm aus seiner Feldflasche ein ganzes Glas Rum, streute roten Pfeffer hinein, den er in seiner Medizinalkiste bereit hatte, und ließ Bubenberg diese belebende Mischung trinken. Er stürzte das Glas auf einen Zug hinunter und fiel dann glatt um. Sein Magen brannte beinahe durch. Alles um ihn herum war auf einmal wie das Wasser des Bosporus: es zerfloß.

Er wurde dann in den Seraskerturm hinaufgetragen und dort im Staatsgefängnis der Paschas eingeschlossen, die die Gunst des Sultans verscherzt hatten und auf den letzten Befehl warteten. Es war fast der höchste Raum der Stadt, mit dem weiten Blick über alle Schönheit, die nun sterben sollte. Die Fenster waren nicht einmal vergittert; wer sich durch einen Sprung aus dieser Höhe zu retten suchte, machte dem Henker keine Arbeit mehr.

Spät in der Nacht erwachte Bubenberg aus seiner Raufbetäubung. In allen Fenstern stand rotes Licht; Meer, Erde und Himmel begannen zu leuchten. Hatte der Komet die Welt in Brand gesteckt? Die Erde war auf einmal nicht mehr seine ihm vertraute Hüterin des Schlafs. Die Zypressen, die die Grenze des Seraskerplatzes bezeichneten, standen auf rotflammendem Boden und tasteten mit ihren schüchternen Wipfeln in einen purpurnen Himmel. Funkengarben stiegen über ihnen in die Luft. Aschenregen fiel nieder, als ob ein Vulkan ausgebrochen wäre, um das Firmament zu sprengen.

Die nächtlichen Straßen unten wurden wach und lebendig. Schreie tönnten: „Das Parlament brennt!“

Der Tschiraganpalast stand in allen seinen Stockwerken schon in Flammen. Bubenberg konnte in den purpurnen Fensterlücken schwarze Menschen stehen sehen, die unter Lebensgefahr aus dem Innern die Kostbarkeiten zu retten suchten, die in diesem Feenschloß aufgehäuft waren. Das Feuer mästete sich an diesen Stapeln. Die Silberpappeln des Thronsaales wurden von oben herabgestürzt. Silberwälder gingen zu Tal. Die brennenden Teppiche kamen wie vielfarbige Katarakte hernieder. Unten war dann alles Bruch und Brei, um den sich die Diebe raufen.

Die Marmortreppen sprangen knackend und krachend, Laminen von Mosaikstücken und Intarsien aus den Rosenholzwänden ergossen sich in die Tiefe. Eine einzige, gewaltige Flamme durchleuchtete den Marmortalast von innen, als ob er aus Delpapier geschnitten sei, brach dann durch das flache Dach und sprang in den erschreckten Himmel. Auf der Flammensäule häufte sich schwarzer Rauch, dessen Masse von Minute zu Minute wuchs, und der herabzustürzen drohte, um alles unter sich zu zermalmen.

Gegen Morgen, als das Feuer immer noch nicht sattgefressen war, öffnete sich die Tür des Raumes, in dem Bubenberg eingeschlossen war. Der Kabassakal stand vor ihm.

Er trat ans Fenster und starrte minutenlang hinunter in die wütenden Flammen. Dann wandte er sich an Bubenberg.

„Ich habe das Parlament aufgelöst. Was sagen Sie zu der Form? Geschriebenes hat hierzulande wenig Sinn. Wir haben zu viel Analphabeten. Diesen Brand sieht jeder, riecht jeder. Es ist die beste Anzeige von der Bestattung der Verfassung.“

Was Bubenberg Haltung gab, war die Uebersteigerung des Grauens. Der Kabassakal hatte schon nichts Menschliches mehr an sich. Er sah lange, schweigend Bubenberg an, er schien zu überlegen, was er mit ihm machen sollte.

Nach einer Weile begann er:

„Sie haben während des Belagerungszustandes Widerstand gegen die Staatsgewalt geleistet. Selbst Ihr Konsulargericht müßte Sie verurteilen.“

Bubenberg erklärte ihm, daß er trotzdem seine Auslieferung verlange.

Der Rabassafal zeigte die gelben Zähne zwischen seinen blutroten wulstigen Lippen. Es war mehr das Blecken eines Raubtieres als ein menschliches Lächeln. Er sagte:

„Es ist unsere Schwäche, unser Wort zu halten. Ich habe dem Sultan für Ihr Leben gebürgt. Ich glaube zwar nicht, daß er mich heute noch bei meinem Worte hält. Aber ich werde ihn nicht in Versuchung führen und nicht fragen.“

Wieder entstand eine Pause. Bubenberg hatte sich entschlossen, nichts mehr zu antworten. Aus dem Rabassafal sprach Dschingis Khan, der große Zerstörer, dem keine Kultur heilig war, geschweige denn ein Mensch wie er.

„Was machen Ihre Hunde, Pascha Effendim?“ frug der Rabassafal.

Als Bubenberg weiter schwieg und ihm nicht den Gefallen tat, den Vorgesmack seiner Rache zu würzen, fuhr er fort:

„Meine Landsleute, die auf den Koran geschworen haben, haben gelobt, kein Tier zu töten, und haben doch die heiligen Hunde gefangen und nach Dria gebracht. Dies also ist kein Mord. Ich werde mir die Lehre zu Nutzen machen, die Ihre Freunde mir gegeben haben.“

\* \* \*

Bubenberg wurde an Bord des „Ertogrul“ gebracht, der Sultansjacht. Sie wurde derart selten von Abdul Hamid benutzt, daß sie meist zur Wegschaffung Verbannter zur Verfügung stand, deren Beseitigung sicher und ohne Alarm erfolgen sollte. Bleischuhe waren an Bord. Außerdem ein in Teakholz getäfelter Speiseraum, im gemütlichen Barstil gehalten, aus dem Backbords eine Tür in das Meer hinunterführte.

Der Kommandant hatte das Gesicht einer Katze, mit zwei blinkenden Schneidezähnen, vor denen sich die eigene Oberlippe fürchtete. Meist wurden die Gäste mit großen Ehren und einer versiegelten Order an Bord genommen, die er erst auf der Höhe von Dria öffnen durfte. Im Falle Bubenberg lag es einfacher: der Rabassafal hatte bestimmt und ganz offen Befehl gegeben, ihn dorthin zu bringen und den wilden Hunden vorzuwerfen. Aber das Anlegen in Dria war eine Aufgabe, die man mit dem tiefgehenden „Ertogrul“ noch nie gelöst hatte.

Der spitzmäulige Kommandant drehte seinen Rosenkranz. Er fürchtete die Schären der Marmorlippen. Schließlich lud er Bubenberg zu einem Imbiß in den Speisesaal mit der Falltür ein. Bubenberg lehnte ab. Hätte er sich verleiten lassen, wäre die unbequeme Navigationsaufgabe gelöst gewesen. Oben an Deck war nichts zu machen, denn jeder Diener hatte bei Abdul Hamid seinen Gegenspißel. Eine geheime Anzeige hätte dann veranlaßt, daß der Rabassafal sich später den Schädel oder ein anderes Angebinde von Dria holen ließ. Abdul Hamid hatte ähnliche „Muster ohne Wert“ schon mehrmals angefordert. Konnte man dann den richtigen Schädel nicht liefern, half leider nur der eigene.

Eine Zeitlang mißverstanden sich Bubenberg und Kapitän hartnäckig. Aber schließlich sahen sie, daß ihre beiderseitigen Wünsche sich in einem Punkte begegneten. Bubenberg legte gar keinen Wert darauf, daß der „Ertogrul“ vor Dria auffuhr. Wohl aber, daß er sich die Stelle selber wählen durfte, an der er an Land ging. Er erinnerte sich von seinem ersten, einzigen Besuch her an Abstürze, die wegen ihrer Ueberhänge hundefrei sein mußten. Falls er dort hochklettern, ließ sich vielleicht eine Stellung finden, aus der er auf Rettung warten konnte. Er erklärte sich also bereit, sich vor Dria über Bord werfen zu lassen und nach den Klippen hinüber zu schwimmen. Er versprach, sich auf keinen Fall zu ertränken.

Es war noch tiefe Nacht. Der Scheinwerfer legte eine silberne Brücke von der Jacht nach der Teufelsinsel hinüber. Von

drüben kam das fürchterlichste Höllkonzert aus Hundefehlen über das Wasser. Aber die größte aller Plagen setzte in dieser Stunde aus: die Schmeißfliegen. Ihre goldenen Traubenschwärme hingen matt im Fels.

Der Befehl des Rabassafal wurde Bubenberg auf einem weißen Bogen als Eiskitt an den Rücken gebettet, dann ging er über Bord. Der „Ertogrul“ wartete, bis er im Schatten der Klippen verschwand. Dann drehte der weiße Rumpf, das Meer schäumte achtern auf und schob das Schiff langsam nach der Stadt zurück.

Das Marmarameer trägt mit seinem starken Salzgehalt, so daß Untergehen nur durch einen Unfall möglich ist. Bubenberg ließ sich auf dem Rücken treiben, quirkte im lauwarmen, freundlichen Wasser, bis er an die Stelle kam, an der er damals die Kerkerruinen hatte auftragen sehen.

Er entdeckte auch bald die in den Fels eingeschlagene, tausendjährige Stufenleiter, oberhalb deren der erste Wachturm von Seeräubern angelegt worden war. Es waren flache Stufen; Bubenberg fand sich sofort mit seiner alpinen Klettertechnik zurecht. Durch eine enge Pforte, die senkrecht über dem Meer stand, war ein Einschlupf in den Turm gegeben.

Der Grundriß des Turmes war kreisrund. Er hatte nicht ganz die Maße, wie die Bollwerke im Kastell der sieben Türme, die heute noch stehen. Aber auch dies Gemäuer war bis zum Rande voll von den noch geisternden Qualen, die Menschen hier erlitten hatten. Oben sah man den runden Ausschnitt des Sternhimmels, gestützt und getragen von den schwarzen Sparren des alten Gebälks. Zu ebener Erde führte eine mit einem Rundbogen überwölbte Tür nach der Insel hinaus, die mit einem Holzgatter abgesperrt war. Es war ein leichtes, frisch gezimmertes Gatterwerk, das die Wächter gegen die Hunde aufgerichtet hatten. Durch seine Oeffnungen warfen sie die Nahrung hinaus und leerten die Wassererschläuche in eine Rinne, die man noch sah.

Allah hatte das Töten der Hunde verboten, aber sein Gebot bezüglich der Fütterung war weniger genau. Infolgedessen hatten die Wächter am ersten Tage ihres Amtes das für die Fütterung ausgeworfene Geld nach ihrer Meinung ehrlich zwischen sich und den Hunden geteilt und nur die Hälfte für sich behalten. Dieser Verteilungsschlüssel änderte sich aber mit jedem Tag zu Ungunsten der Hunde, und nur der Energie der Lady Rumford war es zu verdanken, daß überhaupt noch etwas geschah.

Wenn dann der einzige noch gelieferte Wassererschlauch in die Rinne ausgeleert wurde, stürzten sich die ausgedörrten Tiere auf die Mulde. Diejenigen, die zuerst ankamen und ihre Mäuler in das Wasser hielten, wurden von den Nachströmenden aus Neid von hinten zerfleischt und fielen tot in das kostbare Elgier. Die ganze Mulde war angefüllt mit zerrissenen Leibern; aus diesem angehäuften Berg sickerte ein Rinnsal schwarzen Blutes über den spiegelglatten Marmor. Auf dem Leichenhügel saßen die letzten, stärksten Tiere, die sich aber den Rest des Wassers mit den zerbissenen Leibern der Unterlegenen verdeckt hatten. Sie waren nur noch Zunge. Ein einziger, roter flammender Fleischfaden quoll aus ihren Rachen, und darüber brannten die rotgeränderten Augen wie glühende Kohlen.

Seit die Cholera und die Gegenrevolution ausgebrochen waren, hatten die Wächter ihr Leben verloren oder in ihrer Todesangst das Amt vergessen. Nicht einmal ein letzter Rest Wasser war mehr auf der Insel, als sie Bubenberg betrat.

Sobald die Tiere Bitterung hatten, daß lebendiges Fleisch im Turm, hinter dem Gatter war, stürzten sie auf Bubenergs Zufluchtsraum zu.

Es war ein fürchterliches Heer, das gegen ihn anzog. Mit drei, und manchmal auch nur zwei Beinen schleppten sie ihren zerfleischten Körper auf das Gatterwerk zu, ihre Lebenskraft erschöpfend in einem heißen Japsen, das aus ihren hitzewunden Schlünden hervorgepreßt wurde. Und immer wieder bissen die Nachfolger die vorderen zusammen, um selbst bis zum Gatter vorzudringen.

Bubenberg setzte sich an der dem Gatter gegenüberliegenden Wand des Turmes nieder, wartete auf den Augenblick, wo das Gatter unter dem Andrängen der verzweifelt Wölfe brach und ihm das Schicksal bereitet wurde, das ihm der Kabassafal zuge-dacht hatte. Wenn ihn nicht das furchtbare Schauspiel so völlig besiegt hätte, daß er nicht einmal im Stande war, auch nur einen Blick von dem Gatter wegzutun, sondern Stunde auf Stunde unverwandt in die infernalischen Greuel der anstürmen-den Hundemeute hineinschauen mußte, wäre er wohl den Weg, den er gekommen war, zurückgekrochen, um im Meer das Leben zu enden.

Aber so saß er gelähmt da, starrte wider das Gatter und erlebte in graufigster Nähe seinen Hundetraum.

Aus allen Winkeln der Insel strömten die glühenden Doppelaugen herbei, brannten die roten Zungenflammen, erleuchtet von dem Weltuntergangsschimmer der Kometennacht. Die Samarkander Erbvision war Wirklichkeit geworden.

Gegen Morgen kam das Entsetzliche über ihn und über die Hunde: die Schmeißfliegen. Da wurden sie aus Blutfeinden Leidensgefährten. Aus dem Reißgeheul wurde ein Winseln, das um Menschenhilfe bat. Aus den toten Hunden kroch es hervor, schwirrte und summtete plötzlich wie ein Pfeilregen in der aufsteigenden Sonne. Auf die Nacht des seelischen Grauens folgte der Fliegentag der körperlichen Qual, gesteigert durch den Gestank, den die Nachtnebel niedergedrückt hatten. Die Sonne zog ihn heraus, quetschte ihn breit mit dem Zentnergewicht ihres Lichtes, preßte ihn in jede Pore tierischen Lebens, das noch auf diesem Eiland litt.

Als die Qual am größten war, ereignete sich das Wunder. Wie mächtige Vögel hoben sich gewaltige Wolkenmassen aus dem Meere, erst auf einer, dann auf allen Seiten. Zunächst mieden sie sich, dann steuerten sie gegeneinander; gerade über dem Marmorriff lieferten sie sich ihre Gewitterschlacht. Es blühten die Schnabelhiebe, es dröhnte das Gegeneinanderkrachen der Riesenseiler über Meer und Land mit tausendfachem Widerhall, und dicke warme Ströme flossen aus ihren Wunden.

Der Boden des Turmes, in den Bubenberg sich geflüchtet hatte, war als Zisterne für das wasserlose Eiland gebaut. Rings herum lief es an den glatten Rippen ab, hier sammelte es sich. So kam Bubenberg in den größten Schatz, den es auf der Insel geben konnte: zum Trintwasser. Er war mehr als ein Herr über Leben und Tod: er war allmächtiger Helfer und Retter aus der Qual des Verdurstens.

Marduk, König durch seine Kraft, biß sich bis zum Gatter durch, hinter dem das Wasser war und lag nun dort winselnd mit hängender Zunge. Bubenberg rief ihn an. Er stellte die Ohren, in seinem Schweiß zuckte es. Dann bewegte er ihn: er erkannte Bubenberg. Dieser fand im Gatter eine gelockerte Latte. Er rief den Hund an diese Stelle, schob sie zurück und ließ ihn ein, hinter ihm die Oeffnung rasch wieder sichernd. Marduk trank sich satt und legte sich ihm als seinem Herrn zu Füßen.

Die letzten Tiere vor dem Gatter gebärdeten sich nach und nach wie Marduk. Bubenberg wagte es, einen zweiten einzulassen, auf den Kampf mit der Bestie gefaßt. Aber er ahmte Marduk nach und duckte sich zu seinen Füßen. So fiel ein Augenpaar nach dem anderen aus dem ererbten Hundetraum heraus, wurde Wirklichkeit, greifbar und gezähmt. Der Traumhölle wurde die Nacht über ihn genommen, das Grauen aus dem Jenseits verlor die apokalyptische Ferne, wurde im Diesseits zu Fleisch und Blut, wurde nahe Gegenwart und brachte so die Erlösung.

In der Nacht nach dem Kampf droben in den Lüften entzündete sich das Gewitter drüben auf dem Festland. Mit Leuchtraketen über San Stefano begann es. Bubenberg erkletterte den Turm und beobachtete, wie Scheffets Artillerie ihr Feuer immer näher an die Stadt heranlegte. Oben in Tarim, in den Kasernen der letzten Garden des Sultans, kam es zur Entscheidung. Große Detonationen — dann plötzlich tiefe Stille.

Ein aufgeregter durcheinander quirlender Vogelschwarm strebte gegen Abend auf das rettende Eiland zu, wo nicht ge-

schoffen wurde. Bubenberg unterschied weiße Fittiche, Schwärme sich überfugelder weißer Leiber — Tauben! Es konnten nur die Fildistauben sein. Der Sultanspalast war genommen, seine Wächter von den Schrapnellwolken hinausgeschleucht auf das heimatlose Meer.

Abdul Hamids Herrlichkeit war zu Ende. Keine Standarte senkte sich am Fahnenmast, weil man sich ja kein Bildnis noch ein Gleichnis machen sollte, aber seine Tauben, die geliebten und gehegten Freunde des einsamen Mannes, zogen aus und zerflatterten in der Weite.

Die nächsten Windstöße trugen wie fernes, ganz fernes Gewittergrollen, kleine Fegen des ohrenbetäubenden Jubel-lärms herüber, der nun die ganze Stadt erfüllte. Der Kalif war abgesetzt, der Koran zugeklappt. Jauchzen, Toben, Frauen ohne Schleier, erste Trunkenheit.

\* \* \*

Wieder wurde es Vollmond, wie beim Hundefang. Scheffets Patrouillen irrten auf der Suche nach Bubenberg durch die Straßen. Gefängnisse und Verstecke wurden durchstöbert, vergeblich, keine Kreatur des Kabassafal wollte von ihm wissen.

Die menschliche Freude über die Befreiung war müde geworden, der Lärm gestorben, die Nacht ward einsam wie im Hochgebirge, gleich eisigen Gletschern leuchteten wieder die steilen Gassen.

Aus den Schatten der Platanen, vor dem Seraskerplatz löste sich ein Reitertrupp mit gezogenen Säbeln, einem Transport voraus. Ein grauweißer Wagen, auf grauweißen Spinnerrädern, mit vergitterten Luken folgte. Das Pferdegetrappel bog in die Straße ein, die zur Mehmedie hinaufführte. Radschu-ketten klirrten, die hinter dem Wagen her schleiften.

Wenn der Zug in die engen Gassen tauchte, dröhnte es dumpf aus dem Wagen. Es ging durch die Ueberreste des letzten Kampfes hindurch, an Mauerbrüchen vorüber, Schutt und verzuckenden Funken. Vor der Mehmedie wurde der Blick freier, es erschien der ungeheure Bogen der Konstantinschen Mauer und darüber der freie Mond.

Auf einer Hügelkante saß er und wartete. Seine Gebirge und die Abgründe seiner längst vertrockneten Meere waren überdeutlich, plastisch herausgebeult, wie Narben und Nase in seinem Gesicht. Mit langen, flackernden Schatten begleitete er den Todeszug.

Vor der Mehmedie-Moschee, im Geisterlicht erstrahlend, als wäre sie selbst ein Gestirn, ragten vier Galgen. Jeder war aus drei Balken aufgerichtet, die sich an der Spitze berührten. Unter jedem Galgen ein Schemel. Auf jeder Pyramidenspitze kauerte ein weißbemühter Zigeuner, der Hentel. Er war damit beschäftigt, den Strick, der über die Galgenspitze auf einem Rädchen lief, gut zum Gleiten zu bringen. Er fettete ihn mit Talg. Beim Ueben piffen diese Rädchen.

Die Eskorte bog in den Platz ein, sperrte ihn ab. An das fahrende Wachsfigurenkabinett wurde ein Steg angelegt. Im Inneren des Wagens entstand Bewegung. Gestalten stiegen aus, traten Mann um Mann über den Steg auf den totenstillen Platz. Nur leises Pfeifen der Rädchen unter dem Galgen war hörbar.

Als erster kam der Munir Pascha, dann Dschemeleddin, sein Sohn, hinter ihm der Derwisch Bachdeti und zuletzt der Kabassafal.

Hintereinander schritten sie in den weißen Sterbehenden auf den Galgen zu. Nur der Kabassafal blieb mitten auf dem Plage stehen. Wie zur riesigen Säule erstarrt. Ein Offizier, der ihn im ersten Impuls auffordern wollte, unter den Galgen zu treten, ließ, von Scheu und Angst gepackt, im letzten Augenblick davon ab. Unter dem Eindruck der Säule war alles einen Moment unschlüffig.

Es hätte geschehen können, daß sie in panischem Schreck auseinanderliefen und den Kabassafal allein ließen. Die Zigeuner auf den Galgenspitzen duckten sich vor Angst.

Ein junger Hauptmann raffte sich endlich auf und gab mit einer Stimme, die sich vor Heiserkeit überschlug, Befehl zum schleunigen Ablauf der Exekution.

Dem Derwisch, Munir und Dschemadeddin wurden die Urteilsprüche, auf riesige Papdeckel geschrieben, um den Hals gehängt. An den Kabassafal traute sich keiner.

Schon verzehrte der Pascha die Henkersmahlzeit, ein Schälchen Oliven, ein Glas Wasser, dazu durfte er eine Zigarette rauchen. Während sie ihn dann hingen, verneigten sich Dschemaleddin und der Derwisch gegen Mekka, sanken auf die Knie, murmelten Gebete.

Der Kabassafal blieb Säule.

Unterdessen schwang Munir schon im Leeren. Er zog im Todesstampf die an den Knöcheln zusammengebundenen Beine an, drehte sich langsam dabei um die eigene Achse, sah aus wie ein riesiges Kugelventil, schwang zurück und hing tot im Leeren.

Dschemaleddin, der Sybarit, wurde von den Soldaten auf den Schemel gehoben, weil ihm die Knie versagten; der Henker angelte ihn von oben. Sein Kopf stand jetzt, von unten gesehen, mitten in dem Sternbild des Orion. Ein Offizier gab dem Schemel einen Tritt, er flog beiseite. Ein Geräusch, als würde ein Holzstäbchen geknickt, erschreckte den Blaz. Mit gebrochenem Genick legte er den Kopf zur Seite.

Der Derwisch wurde mit Gewalt gehängt. Drei Zigeuner saßen schließlich auf seinem Galgen, sogar Emin Aga höchstselbst. Sie angelten ihn mit drei Schlingen. Der Derwisch schäumte vor Wut; sein feister, verworfener Mund ließ fürchterliche Beschimpfungen aus den Bartstoppeln. Das letzte Wort wurde dem Derwisch vom Strick buchstäblich entzweigeknickt, in der Kehle erwürgt. Es waren Flüche gegen die Führer des Komitees, die sich später fast alle erfüllten.

Blieb nur noch der Kabassafal.

Endlich setzte er sich in Bewegung. Im weißen, wehenden Sterbehemd verding sich der Wind. Der Kabassafal schritt großartig in Falten daher, wie ein antiker Tragöde. Alle im weiten Kreise traten scheu zurück. Der Henker, der sich nicht mehr kleiner ducken konnte, kletterte affengeschwind von der Galgen Spitze herunter und flog wie ein Papierwisch in eine Ecke. Dem Kriegsrichter, der sich ihm mit dem Tablett der Henkersmahlzeit näherte, schlug der Kabassafal das Brett mit einem Schlag der vollen Handfläche aus den Fingern. Das Glas zerprang.

Eine Frau im Schleier durchbrach den Kordon. Man wollte sie zurückhalten. Sie öffnete den Schleier; der Offizier salutierte und ließ sie passieren. Sie eilte auf den steinernen Kabassafal zu, warf sich ihm zu Füßen und bewegte die Lippen. Dreimal wiederholte sie ihre Frage; der Kabassafal antwortete nicht.

Er schaute sie an, lachte höhnisch auf und wandte sich dem Galgen zu.

Er trat nun dicht unter ihn. Die Frau folgte ihm auf den Knien. Niemand wagte eine Hand zu rühren.

Er prüfte die Schlinge ruhig und sachlich auf ihre Festigkeit, steckte den Hals zur Probe hinein, nahm ihn wieder hinaus, weitete die Schlinge, drückte sie mit der Rechten noch einmal nieder, legte sie dann wieder um den Hals. Noch einmal schaute er nach der Frau unter sich und krächzte heiser:

„Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hund um Christ!“

Dann gab er seinem Schemel einen Stoß, fiel ins Leere und blieb, ohne zu zucken, kerzengerade hängen.

Das Menschenpalier um den Blaz war wie umgemäht. Alle lagen auf den Knien und senkten die Stirnen gegen Mekka.

Mirimah mußte über ihre dichtgedrängten Rücken wie über Menschenpflaster schreiten. Hoffnungslos lehrte sie zu dem gefangenen Sultan zurück.

Cholera, Komet und Gegenrevolution gingen an einem Menschen in Konstantinopel spurlos vorüber. Dies war Lady Rumsford.

Sie stand auf, zur selben Zeit und mit denselben Hantierungen, mit denen sie sich in London erhoben hätte. Sie nahm

genau dasselbe Frühstück. Ihre Gedanken waren völlig klar und unbewegt. Sie sah in dem Belagerungszustand die bedauerliche Unmöglichkeit, ihre Tierschutzaktion zum Besten der Hunde auf Oria durchzuführen, da die Hafensperre verbot, ein Schiff auslaufen zu lassen. Sie wartete und schloß in ihr Morgengebet den Wunsch ein, daß Gott alle die verderben möge, die ihre frommen Absichten durchkreuzten.

Als dann Scheffet mit seinen mazedonischen Korps Sieger blieb und ihr an einem Morgen aufgeregt von der Dienerschaft gemeldet wurde, daß der mächtige Kabassafal stocksteif vor der Memede hänge, verlor sie sich nicht in irgendwelchen Betrachtungen über den raschen Wechsel des Schicksals, sondern besann sich sofort auf die ihr aufgegebenen Tat. Sie erwirkte von Scheffet die Erlaubnis, hinüber nach Oria zu fahren.

Der Generalissimus wollte sich gern milde und gefällig zeigen; er stellte der Lady ein Aviso seiner Marine zur Verfügung.

Mit einer Ladung Hundekuchen und mehreren Tonnen Wasser stach sie in See.

Am Steuer stand ein Araber, einer von denen, die mit den unheimlich scharfen Wüstenaugen begabt sind. Er sah schon auf dem halben Wege nach Oria, daß auf dem Seeräuberturm ein Mensch stand. Ferngläser wurden angefeßt.

Aber diesen Hilfsmitteln zum Trost erkannte doch der Araber zuerst, daß der Mann wie ein Schiffbrüchiger winkte und der in der ganzen Stadt bekannte Hundepascha war. Man nahm bereits allgemein an, daß er auf Geheiß des Kabassafal mit Bleisohlen an den Füßen irgendwo in der Strömung des Bosphorus schwankte.

Die Lady stellte die erstaunte und ahnungslose Frage, wie er wohl nach Oria komme? Jedermann der Besatzung, alles frühere Untertanen des Großherrn, wußten genau, wie man nach Oria kam.

Die Barkasse versuchte, anzulegen. Aber bevor sie auch nur in Rufweite waren, zogen die Menschen das Wutgeheul und Gekläff der Hunde auf sich. Alle stürzten sie ihnen entgegen, um zu geifern, zu beißen, zu verteidigen. Die Rufe des Mannes auf dem Turm, dessen Energie nun angesichts der Rettung unter einem Tränenstrom erstarrte, blieben von Tier und Mensch unverstanden und unbeachtet.

Die Lady, die zur Rettung der Hunde ausgefahren war, mußte mit ansehen, wie die Besatzung des Avisos mit Maschinengewehren in die Hundeknäuel schoß, um das Menschenleben zu retten, das sie bedroht glaubten. Unter diesem Kugelhagel verzuückten die letzten Hunde Dschingis Khans. Marduf wurde verwundet, er bekam später den Fangschuß aus Bubenbergs Hand.

Der charitativen Leidenschaft Lady Rumsfords verdankte Bubenberg seine Rettung. Den Kampf seines Lebens hatte er bestanden, das Schicksal hatte vor, ihn auf diesem Eiland liegen zu lassen. Eine Privatlaune holte ihn herunter. Die aktive weibliche Wohltätigkeit griff wieder einmal in den Gang der Ereignisse ein, suchte künstlich zu erhalten, was schon totverfallen und auch bereit war, die Form zu wechseln und in den Schoß der wandelnden Erde einzugehen.

Bubenberg kam sich in den wärmenden Decken der Lady wie ein von den Toten Auferwecker vor, der nun ein zweites Mal einen richtigen Tod suchen muß. Aber ihre rein menschliche Einstellung, die Klarheit ihrer Gesinnung und emsige Durchführung eines einmal beschlossenen Plans entwaffneten jedes Widerstreben und mußten ihn willensbereit machen, sich wirklich retten zu lassen und weiter zu leben.

Das war freilich schwer, nachdem der göttliche Blitz durch ihn hindurchgefahren war. Von ihm und seinem Wunder ausgeglüht sah er alle Dinge jetzt aus der Passiven, der duldbaren Barmherzigkeit heraus, ohne den Wunsch aufbringen zu können, durch eine eigene eilige Bewegung den allmächtigen Atem zu stören. Marcella, die Geliebte, Ahmed, der Freund, waren von der Erde und von seinem Auge fortgenommen, ohne auch nur eine Spur zu hinterlassen, nicht einmal ein Grab.

Er stand vor den langen, mit weißen Kalksteinen bestreuten Reihen, in denen sie ruhen mußten. Er selbst war ebensoweit von allem Bisherigen entrückt wie die beiden Toten. Sie waren und blieben nun endgültig für ihn so, wie er sie in seinem Gedanken behielt, keine Restatfache berichtigte und betrübte seine Erinnerung.

Ein einziger Brief, von den vielen, die Marcella aus dem Spital geschrieben hatte, war nicht verbrannt worden. Alles andere, das an und um Marcella gewesen und mit ihr während der Krankheit in Berührung gekommen war, wurde vernichtet. Bubenberg fand diese Zeilen, als er sein Haus wieder betrat.

„Liebster, Du — es geht mit mir zu Ende. Die Dinge um mich werden nun schon ungebärdig. Sie folgen mir nicht mehr, sie verhöhnen mich, entgleiten oder knacken; sie fühlen, daß ich nun bald zu ihnen gehöre.“

Aber was wird dann aus dem glühenden Wunsch in mir, der lebendiger ist als alles andere in der Welt? Ach, an all meinen Gliedern hängen die Dämonen und halten mich fest. Aber mitten drin in mir ist es leicht und frei, ewig gewillt aufzuschweben und Dir nahe zu sein.

Wenn die schwarzen Teufel auch über meinen elenden Körper Recht behalten, so können sie doch die Herrlichkeit nicht töten, die einmal in mir durch Dich wirklich geworden ist und nun für alle Zeiten ewig als das in der Welt steht, was es einmal war. Vielleicht zerschmilzt es in Gott, wenn es zu ihm zurückkehrt!

Du!

Dies Du ist das einzige Sichere, ganz Gewisse.  
Denk an mich!“

\* \* \*

Scheffet, Djavid, Dr. Nasim und alle anderen Freunde hatten keine Zeit mehr für ihn. Seine Aufgabe war so erfüllt, daß er ihnen überflüssig und unheimlich geworden war.

Außerdem hatten sie politische Sorgen. Die Großmächte mischten sich ein. Es gab keinen Zauberkünstler in den europäischen Kabinetten, der nicht einen Gifftropfen in ihren Topf zu spritzen hatte. Der Hexentessel am Goldenen Horn kochte über. Erfreulicherweise glichen die verschiedenen Gifte einander aus und die Pulverkammern der fremden Flotten blieben plombiert.

Djavid suchte das erstemal die Achseln, als ihn Bubenberg nach Mirimah fragte; ein zweites Mal empfing er ihn nicht mehr.

In seinem Vorzimmer stieß Bubenberg auf Solnakow. Er hatte noch am Vorabend vor Scheffets Einmarsch nach Petersburg gedrahtet:

„Seine Majestät ist völlig Herr der Lage.“

Nun rief er Bubenberg zu:

„Mit diesem Kabaffakal — nein — es ging nicht mehr!“

Wo der letzte Paladin des Großherrn in steiler, verächtlicher Ruhe hing, konnte er Bubenberg zeigen; vom Sultan selber wußte auch er nichts.

Bubenberg mischte sich unter das Volk, stand mit ihm vor den geschlossenen, streng bewachten Toren der Paläste und lauschte der geheimnisvollen Stimme des Gerüchts, die sich einer wartenden Menschenmenge mitteilt, durch die dicksten Mauern hindurch, frei über Länder und Meer.

Der Sultan war weder im Jildis noch im Serail.

Auf einer Bahre festgebunden, hatten sie ihn wie ein Paket mit höchst gefährlichem Inhalt nach dem Hafen gebracht. Er mußte erst einmal aus den Räumen heraus, in denen Suleimans Geist noch umging, in denen keiner der neuen Machthaber sich anders als kniend gesehen hatte. So lange Abdul Hamid Mohammeds Thronfessel unter sich hatte, konnte man nicht mit ihm fertig werden.

In einem Zollschuppen am Hafen sollte er darum sein Urteil erwarten. Die Fenster waren vergittert und mit Staub zugestrichelt. Abdul Hamid saß dort im schwarzen Gebrock, ohne Orden und Abzeichen, mit zerknittertem Kragen, auf einer umgestülpten Kiste. Eine Ladung Kerzen lag dort auch unter Zollverschluss. Man brach sie auf und erhellte ein wenig den Raum.

Aber die flackernden Schatten schlichen sich zu den Fenstern und verrieten durch Zeichen und Bilder dem stumm harrenden Volke, was drinnen geschah.

Keinen seiner Ahnen hatte der Alterstod mild und gut überrascht. Gift, Dolch oder die Drosselschnur waren immer das Ende. So suchten denn draußen die harrenden Menschen aus den sich bindenden, wieder lösenden, verstrickenden Schatten je nach ihrer Einstellung das Los des Großherrn Abdul Hamid zu erraten.

Bubenberg gab sich alle Mühe, in den Schuppen zu gelangen. Er wußte, daß Mirimah dort sein mußte. Vielleicht konnte er ihr irgend einen Dienst leisten. Aber Ahmed, der jeden Wunsch wie ein Tischlein-deck-dich sofort erfüllen konnte, und Marcella, die stets den richtigen Weg wußte, waren nicht mehr. Es gelang ihm nicht.

Drinnen saß Mirimah zu Füßen Abdul Hamids, ohne auf die Mäuse und Ratten zu achten oder die Spinnen, die bereits um die neuen in ihr Reich gerückten Menschen ihre Netze spannen. Mit weit offenen Augen starrte sie vor sich hin; diese brannten wie Feuer, denn die Nider vergaßen sich über ihrem Schmerz zu schließen. Die goldenen Punkte phosphoreszierten auf ihrem Grund. Sie sah in Traumesfernen Bubenberg vor sich stehen, wie damals in Bern. Der unheimliche Fremdling wuchs und wuchs; wie ein Riese beschattete er den ganzen Horizont und senkte nun langsam die flache Hand auf sie herab, um sie unter seiner Last zu erdrücken. Damals hatte es angefangen, sie selber war blindes Werkzeug gewesen — was Licht und Leuchte erschien, war im Ergebnis Flamme und Feuer. Der Glanz ihres Hauptes sank in Asche. Sie kreuzte die Hände über der Brust und beugte das Haupt.

Man ließ Abdul Hamid wissen, daß er eine Abordnung der neuen Regierung zu empfangen habe, die ihm sein Urteil übermittle.

Der Sultan war nicht gewohnt zu stehen, aber er versuchte es. Sein Kragen war beschmutzt. Er hat um einen neuen. Die nächsten Läden im Hafenviertel waren Matrosengeschäfte; man konnte nur einen Gummikragen auftreiben, den ihm Mirimah umband.

Abdul Hamid hatte sich eine Verteidigungsrede zurechtgelegt. Er zählte seine diplomatischen Verdienste um die Türkei auf, zeigte die Fäden, an denen er den morschen Bau zusammenhielt, die Blenden, mit denen er die Welt getäuscht hatte.

Zu spät.

Die Männer in Gehrock und Zylinder, die vor ihm standen, hatten eine bereits vorgeschriebene Abdankungsurkunde in Händen und konnten aus seinen Worten nicht lernen, denn es waren politisch unbedeutende, christliche Mitglieder des Parlaments. Von den Türken wollte keiner diese Funktion übernehmen.

Abdul Hamid unterschrieb. Der „Ertogrul“, das Todesschiff, stand schon bereit, ihn in die Verbannung zu führen.

Kopf an Kopf wartete die Menge, schweigend. Scheffets Garde bildete Spalier. Mirimah schritt hinter dem Sultan. Im Trauergewand, aus dunklem schwerem Stoff, dessen Würde sie aufrecht hielt. Der Halskragen war doppelt handbreit nach oben aufgeschlagen und deckte das Gesicht von unten wie ein Visier.

Kein Hauch bewegte sich. Als Mirimah an Bubenberg vorüberschritt, reckte er den Arm hoch, weit, wie eine Flamme — das einzige Signal, das möglich war. In ihr Schreiten kam ein leichtes Wanken. Ihre Dienerin stützte sie; die Falten ihres Kleides erstikten jedes Zeichen, jegliche Verständigung.

Die Luft blieb unruhig still. Worte waren nicht möglich. Das Schicksal hatte sich in Gestalten geformt; es spielte sich selber in Gesten, die einmalig und unabänderlich waren. Es senkte den Vorhang nach einem halben Jahrtausend.

\* \* \*

Der göttliche Atem, dessen Hauch Bubenberg einmal gespürt hatte, machte ihn unfähig, sich wieder in das tägliche Kleinleben zu finden. Mit dem ersten Zug, der nach Wiederherstellung der Ordnung Konstantinopel verließ, kehrte er nach Bern zurück.

Er vergrub sich in sein Haus in Muri, ließ Hecken und Rosen um sich wachsen und blühen und versank in seinen Erinnerungen.

Das Menschenherz hält auf die Dauer diese weite Spannung nicht aus. Sein Leben verlosch daher widerstandslos und früh.

Mit ihm mußte sein Geschlecht aussterben, weil sich in seinem Dasein zuviel gelöst hatte und für die nächste Generation keine Aufgabe mehr blieb.

Neben den anderen Bubenbergs haben sie ihn als letzten in der Reihe, die mit dem Kreuzfahrer angefangen hat, bestattet. Eine einfache Platte deckt sein Grab. Er ist nicht in ganzer Größe ausgehauen wie seine Ahnen, die man noch mit den Händen in Stein anrühren und betasten kann, die auch um die Geisterstunde

von ihren kühlen Lagern aufstehen und sich zu feierlichem Kirchengang treffen. Mancher der Söldnerführer hat nur einen Arm oder ein Bein, und einer trägt gar den Kopf in der Hand, den ihm die Berner aus einem Mißverständnis abgeschlagen haben.

Hans von Bubenberg hat den Traum und das Leben überwunden, er schläft den ruhigen, hingegossenen Schlaf. Das Wappen auf seinem Grab ist umgekehrt, so ziemt es dem letzten eines Geschlechts. Auf seinen Wunsch ist seine rechte Hand in einer kleinen Alabasterurne neben dem ersten in der Reihe beigesetzt, neben dem, der mit Dschingis Khans Hunden gestritten hat.

Der Letzte sollte dem Ersten die Hand reichen, der Traum dem Leben, der Kreis sich schließen. Inschallah!

Ende.

## Aufruf zur moralischen Aufrüstung der Schweiz

Dank den unerhörten Anstrengungen einiger Staatsmänner und dem Opferte ihrer Völker, ist der Welt eine Frist und eine Hoffnung gegeben. In Zeiten der Not wenden sich viele zu Gott; sobald aber die Gefahr vorbei ist, vergessen sie ihn wieder. Aus der gegenwärtigen Krise müssen wir als Einzelne und als Völker lernen, was wir im Weltkrieg nicht gelernt haben. Nur so können wir der furchtbaren Lehre einer letzten, nicht wiedergutzumachenden Katastrophe entinnen.

Der Kampf um eine gerechte Ordnung ist im Herzen des Einzelnen auszufechten, soll er in der Welt gewonnen werden. Nur wo die Grundsätze der Ehrlichkeit, Selbstlosigkeit, des Glaubens und der Liebe in Tat umgesetzt werden, ist das Fundament gelegt, auf dem eine neue Welt aufgebaut werden kann. Wenn diese Lebensqualität sich nicht in unserm Volk durchsetzt, wird die beste Landesverteidigung und sogar unsere historische Neutralität die Stunde der Abrechnung nur hinauschieben.

Das Gebot der Stunde ist darum moralische und geistige Aufrüstung. Dies hat sich eine wachsende Zahl von Menschen in unserem wie in andern Ländern zum Ziel gesetzt. Es ist eine Aufgabe, an der mitzuwirken und mitzuhelfen Männer und Frauen aller Länder und Parteien aufgerufen sind. Wenn wir alle zusammen die Mittel und die Energien, die wir jetzt benötigen, für die Landesverteidigung einzusetzen, für dieses Ziel mobilisierten, dann wäre der Friede der Welt gesichert.

Moralische Aufrüstung fängt an mit einer radikalen Herzensänderung. Erfahrungen haben gezeigt, daß eine solche Aenderung möglich ist. Sie geschieht da, wo Menschen aufhören, die Andern und ihre Systeme ungerecht und lieblos zu verurteilen, wo sie ihre eigenen Fehler einsehen und entschlossen sind, unter der Führung Gottes zu leben. Die Stärke eines Volkes zeigt sich im Mut, seine Fehler einzugestehen. Der Ruhm eines Volkes liegt darin, der Welt eine schöpferische Botschaft geben zu können. Dazu braucht es nicht nur erleuchtete Staatsführung, sondern tägliche Erleuchtung in jedem Geschäft, jeder Werkstatt, jeder Familie.

Die Geschichte unseres Landes zeigt, daß die Schweiz den wiederkehrenden Krisen immer standzuhalten wußte, wenn sie den vom Augenblick geforderten Mut aufbrachte. Heute stehen wir mitten in der größten aller Krisen. Es ist eine moralische und geistige Krise und es bedarf zu ihrer Ueberwindung der

ganzen moralischen und geistigen Kraft von Menschen, die bereit sind, letzte Verantwortungen zu übernehmen.

Die Welt schaut auf die Schweiz als die älteste der bestehenden Demokratien und erwartet, daß wir das Beispiel der wahren Demokratie geben, einer Demokratie, die ihre Sendung erkannt hat und in moralischer und geistiger Aufrüstung ihre wahre und dauernde Sicherheit findet.

Der Geist des lebendigen Gottes ruft jede Nation und jeden Menschen zur höchsten Bestimmung auf und zerbricht die Schranken der Furcht und der Eier, des Mißtrauens und des Hasses. Dieser Geist geht über politische Gegensätze hinaus, verbindet Freiheit mit Ordnung, läßt wahre Vaterlandsliebe aufblühen und eint alle Angehörigen eines Volkes im Dienst an der Nation und alle Völker im Dienst an der Menschheit. „Dein Wille geschehe“ ist nicht nur eine Bitte um Führung, sondern ein Ruf zur Tat. Denn Sein Wille ist unser Friede.

E. Chuard, ehemaliger Bundespräsident; Walter Ackermann, Ständerat, Regierungsrat v. Appenzell a. R.; Edouard Bordier, Banquier in Genf; Dr. J. Brodbeck-Sandreuter, Präsident des Verwaltungsrates der Ciba, Basel; Dr. Enrico Cello, Regierungsrat des Kanton Tessin; Oberst-Div. G. Combe, Rdt. des I. Armeekorps; Gottlieb Duttweiler, Nationalrat, Leiter der Migros A.-G.; Dr. G. Engi, Delegierter der Ciba, Basel; Oberst-Korpsfdt. H. Guisan, Rdt. des I. Armeekorps; Fritz Gygat, Sekretär der Bundesversammlung; Prof. Dr. Howald, Dozent an der Eidg. Technischen Hochschule; Prof. Dr. Max Huber, Präsident des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes; René Leyraz, Großrat in Genf, Redaktor der „Liberté syndicale“; Jean Martin, Chef-Redaktor des „Journal de Genève“; Dr. Hans Müller, Nationalrat, Leiter der Schweizerischen Bauernheimatbewegung; Edouard Müller, Präsident des Verwaltungsrates der Nestlé; Dr. Albert Deri, Nationalrat, Chef-Redaktor der „Basler Nachrichten“; Albert Picot, Nationalrat, Präsident des Genfer Regierungsrates; Prof. Dr. Rohn, Präsident des Schweizerischen Schulrates; Dr. Albert Sarasin, früherer Präsident der Nationalbank; Prof. Dr. Roger Secretan, Universität Lausanne; August Schirmer, Nationalrat, Präsident des Schweiz. Gewerbeverbandes; Josef Scherrer, Nationalrat, Präsident der Chr. soz. Arbeiterbewegung der Schweiz; Dr. Henri Ballotton, Vize-Präsident des Nationalrates; Dr. Heinrich Walther, Präsident der Katholisch-konservativen Fraktion des Nationalrates, Präsident des Verwaltungsrates der S. B. B.; Dr. Ernst Wetter, Vize-Präsident des Vorortes des Schweiz. Handels- und Industrievereins; Dr. Karl Wick, Nationalrat, Redaktor des „Vaterland“.